


Nr. 9. Bromberg, den 11. Januar 1929.

# Eliza.

## Roman von **Rudolph Stratz.**



An der niederen Holzdecke des verräucherten, halbdunklen Raums schaukelte ein kindsgroßer, segelfertig aufgetakelter Ostindienfahrer über dem Eichentisch, an dem, in blauen Nebeln seines Schifferstummels, der alte Klaus Pries zwischen einem Schock Mitbürger vom Seglerhaus und den Zünften, hinter einer Buddel Langkork vor Anker gegangen war. Der Pontonnierkapitän Grusemann, selbst als Brückenbauer eine halbe Wasserratte, war der Sozietät bekannt. Er rückte sich einen Eichenstuhl heran und machte eine Handbewegung.

„Darf ich Euch Herren einen Patrioten aus Ostpreußen präsentieren, der in Staatsaffären heute früh zur See hier einpassierte!"

„Woll — denn nehmen Sie mal 'nen Sluck!" Der weißköpfige, mahagonibraune Vadder Klaus schob wohlwollend dem Fremden einen Zinnbecher mit französischem Rotspon hin. „Und wenn Sie wieder da oben im Haff sind, dann vertellen Sie dem König: In Kolberg — da sei alles gaud to Weg!"

„Aber Ruhe sei nicht die erste Bürgerpflicht!" Der junge Segelmacher Witt hieb mit der Faust auf den Tisch. Und der breitschulterige Stadtrepräsentant Haase, der eine Binde um die blessierte Stirn trug, setzte die Holzkanne ab und wischte sich den Bierschaum aus dem Bart.

„Et geiht da noch höhere Pflichten — Seiner Majestät zu melden!"

„Pflichten, für die Ihr vortrefflicher Landsmann, der leider mit Tod abgegangene Professor Kant, das tugendfördernde Wort vom kategorischen Imperativ geprägt hat!" sprach der Prediger Görke. Der pockennarbige Vadder Klaus neben ihm schnupfte eine Prise.

„Wat dat für'n Fremdwort ist, weiß ich nicht! Aber daß unser Gottesmann da, der Pfarrer, auf das Wort hin Tag für Tag die Verwundeten aus dem Feuer geholt hat — dat weiß ich nu wie's Amen in der Kerk'!"

„Ich war mit unter den Verwundeten!" rief der kleine, etwas verwachsene Salzkassenrendant Hanselich. Der vierschrötige Branntweinbrenner Wenz entzündete sich am flackernden Fidibus seine Pfeife.

„Weil du bei unserem Ausfall mit Hammer und Nägeln mitgeloofen bist, um die französischen Kanonen zu vernageln!"

„Es tut jeder, was er kann!" sprach der Particulier Pries und legte der Kellnerin für seine Pulle Franzwein einen Acht-Gutegroschen-Schein Kolberger Notgeld hin, den die Schüler des Lyzeums mit roter Tinte auf Packpapier geschrieben und das preußische Gouvernement abgestempelt hatte. „Hast du uns nicht jeden geslagenen Tag deinen Tonnenkessel mit Speck und Tartüffeln nach der bösen Front Bülow gefahren, Fiken — mitten mang die blauen Bohnen?"

Die blonde Dirn zeigte nur lachend die weißen Zähne und steckte das Notgeld in die Schürzentasche. Der Vadder Pries erhob etwas steifbeinig seine siebzig Jahre aus dem Eichensessel.

„Und wie schaut das woll nu so bei euch da oben in Memel aus, Herr Kandidat?" frug er.

„Dort hielten wir, als ich wegging, alles für verloren!" sagte Juel Wisselinck — unsicher — aus wirren Gedanken heraus. Der alte Pries schlug ihm wuchtig die Hand auf die Schulter und schaute ihm mit einem bedächtigen und bedeutungsvollen Blick der seeblauen, jugendlich klaren Augen ins Gesicht.

„Es ist nichts verloren! . . . Sagen Sie das dem König! Der König ist nicht arm. Der König ist reich! Der König ist viel reicher, als er glaubt. Preußen ist viel reicher, als es glaubt. Es hat nur seinen Reichtum nie genutzt. Es hat seine Bürger nicht genützt. Da haben wir ja nun in Kolberg 'n lüttes Exempel gegeben, wat der König an harten, zweibeinigen preußischen Talers noch im Sparstrumpf hat, wenn er nur will! . . . Der Sparstrumpf gehört aufgemacht — aber schnell, sagen Sie das den Herren mit den großen Ordenssternen in Memel, wenn die's noch nicht selber begriffen haben! Dann kommt schon wieder alles in Schick!"

„Well, Mylord!" Der alte Tropenfahrer wandte sich in seinem breiten, plattdeutsch gefärbten Seemanns-Englisch an einen mittelgroßen, hageren, bartlosen Mann, der die ganze Zeit hindurch stumm und steinern neben ihm im dunklen Winkel gesessen. „We shall go!" Und dann, auf dem Weg zur Türe zu Juel Wisselinck: „Dat 's nämlich eine höllische Sach'! Hier in Kolberg ist der Engländer bei uns sicher! . . . Aber hei möt weiter! Was die Lords und Nobeln in England sind, die nicht auf der Flotte kämpfen — da mag doch mancher von der abenteuerlichen Sorte nicht fern vom Schuß am Kaminfeuer smoken, sondern seine Kurasche gegen den Bonaparte prästieren und erbietet sich freiwillig zu halsbrecherischen Aufträgen . . ."

„Ihre Reise nach Frankfurt am Main ist gefährlich, Lord March", sagte der Kandidat und frühere gräfliche Hauslehrer auf englisch zu dem Briten, der ihn überrascht aus seinen kalten, grauen Augen musterte. „Ich tat jetzt eben selbst eine ähnliche Reise von Wien. Es wimmelt überall in den Rheinbundstaaten von Kreaturen der französischen Polizei! Seien Sie unterwegs vor jedem Marionettenspieler, jedem Kesselflicker auf der Hut! Achten Sie auf jeden Hausierer, jeden Pilger, jeden Lohndiener, der sich Ihnen nähert! Sorgen Sie vor allem für einen unbedingt zuverlässigen Begleiter!"

„Da hat ja eben der Düwel die Hand im Spiel!" Der alte Pries spuckte draußen auf der Straße aus. „Ich hatt' mir eingebildet, der Herr Lord versteht wenigstens 'n paar Worte von unsere Sprak' . . . aber er kann so viel Deutsch, wie der Mann, den ich für ihn in Bereitschaft hat', Engelsch — nämlich gor nix! Wat nu?"

„Auf diese Weise können Sie nicht mit Ihren österreichischen Kriegssubventionen zu Mayer Amschel Rothschild gelangen!" sprach Juel Wisselinck zu dem Briten. Der riß die Augen noch weiter auf. Der Particulier Pries kniff vielsagend das linke Auge zu.

„Er ist eingeweiht — in den Staatsaffären — der Herr Kandidat — so wie das unser Fründ Grusemann vorhin von ihm gemeldet hat — man merkt's . . ."

„Der Herr Minister Graf Möllenbeck selber hat mich unterrichtet!" versetzte der Ostpreuße. Hufschläge fegten um die Ecke. Der lange, wilde Graf Bassum jagte barhaupt, im offenen Kürassierkoller, das lahme Bein steif ausgestreckt, über das funkenstiebende Pflaster, sah Juel Wisselinck, riß seinen Gaul zusammen, daß er stieg.

„Finde ich den Herrn Kandidaten endlich!" schrie er. „Er ist mir aus dem Schloß echappiert. Ich bin Ihm nachgeritten. Ich will Ihm einiges auf die Reise mitgeben, was Er den Herren in Memel bestellen kann! Melde Er ihnen,

ich ästimierte sie nach dem Boten, den sie schickten — einen Kandidaten, statt eines Kavaliers . . .“

„Wart', Mannchen. Dich zieh' ich an deinem lahmen Bein aus dem Sattel!“ Der Ostpreuße duckte sich wie ein Waldkater zum Sprung. Der alte Pries hielt ihn von hinten mit Bärenkraft fest.

„Laten Sie den Grafen snacken! . . . Dat 's ein doller Kirl! Dat flackert bei ihm wie 'ne Strohmiete! Der nimmt dat nich so slimm!“

Der Lord, der keine Silbe begriff, stand stumm, unbewegten Gesichts, daneben.

„Zu solchen Dingen brukt man Mut!“ schrie der wilde Pommer wieder. „Edellüt' bruken Mut! Andere Lüt nicht! Warum hat der Möllenbeck keinen vom Adel hierher abgefertigt? Der hätte uns hier verstanden! So eine Bangbüchs' von einem Kandidaten wie Er ist! Medle Er das der Exzellenz!“

„Ich werde es nicht melden, Graf Bassum!“ sagte Juel Wisselinck. Er war plötzlich ganz ruhig geworden. „Ich habe keine Zeit. Lord John March hier steht vor einer für ihn als Engländer unerhört gefährlichen Reise durch das von den Franzosen besetzte Rheinbundgebiet . . .“

„Was geht das Ihn an?“

„Mich... Nun, ich werde seine Herrlichkeit begleiten!“

## 5.

Der Herr im fliegenschmutzfarbenen Reisefrack und gelben Stulpstiefeln eilte durch die Hauptgasse des Odenwaldstädtchens. In der Einfahrtswölbung des Torturms saßen zwei himmelblaue, säbelbewehrte Polizeidiener und strickten Strümpfe. Er trat, an ihnen vorbei, atemlos in die kleine Wachtstube und lüftete seinen niederen, schwarzgrauen Zylinder vor dem weißköpfigen Korporal.

„Wir gaben beim Einlangen vorhin unsere Päße ab, willens, uns bis morgen früh hier zu verziehen! Nun aber haben wir unsere Intention geändert und möchten ehemöglichst unsere Reise fortsetzen!“

Der alte Unteroffizier warf durch seine Hornbrille einen trüben Blick auf den jungen, blonden, bartlosen Fremden, dann hinaus auf die Gasse. Auf deren holperigem Pflaster brante noch die Spätnachmittagssonne. Aber über den grünen Odenwaldhöhen rund um den Talkessel färbte ein fahler, milchig-violetter Schein den blauen Hundstagshimmel.

„. . . 's gibt e wüscht Wetter!“ sprach er. „No — wenn's Ihne Pläsier macht . . .“ Er legte das Küchenmesser beiseite, mit dem er die Kartoffeln auf seinen Knien geschält, und blätterte mit naßgemachtem Finger das Rapportbuch auf. „Also do hawwe m'r's: Der Jonkheer Mauritz van der Flier, ein Ritter des Ordens von Malta, Königlich Niederländisches Subjekt, und sein Secretarius Balthasar Brennfleck, ehemals fürstlich Leiningenscher, nunmehr Großherzoglich badischer Untertan, auf der Reise vom Großherzogtum Würzburg zu dem Fürst-Primasischen Gebiet nach Frankfurt am Main! Lasse Er nur anspannen! Wenn Er durchpassiert, kriegt Er die Päss' in die Kutsch' 'nei!“

Juel Wisselinck stürmte den Weg zurück bis zur Posthalterei im Gasthof „Zum wilden Mann“ neben dem Rathaus. Er drängte sich durch das Getümmel von fürstlich Löwensteinschen Meßjuden, frankfurtisch-französischen Offizieren, Bergsträsser Bauern, Kurmainzer Weinhändlern, Gießener Studenten in die Stube des Posthalters und zog ihn flüsternd in die Ecke. Der erhitzte, dicke kleine Mann in der kanariengelben Uniform des Fürstenhauses Thurn und Taxis wies zornig mit dem schwitzenden Graukopf nach dem Marktplatz.

„Woher denn jetzt noch vier Pferde Extrapost nehme und nich stehle? Da gucken Sie nur die Wagen alle! Das ist die Bagage von dem Herrn Generalkommissar des Rheinbunds — dem Monsieur Lambert — und seinem Train. Der Monsieur Lambert ist jetzt nur hinüber ins Praunheimsche, um auf dem Schloß Krähenstein der Herrschaft die Archive zu versiegeln. Aber abends fährt er weiter und nimmt mir weg, was ich an Pferden hab' . . .“

„Und wie ist's mit Ihren eigenen Gäulen, die Sie heimlich in dem Holzstall hinterm Haus stehen haben, damit sie nicht requiriert werden?“ Der Kandidat Wisselinck klimperte in der Tasche seiner gelben Nankinghose und holte eine Handvoll Napoleondors heraus. Der im gelben Leibrock machte plötzlich ein schlaues Gesicht und gab ihm einen Wink, ihm durch die weiten, gewölbten Steinflure des „wilden Mannes“ in den rückwärtigen Hof zu folgen. Dort half der Fremde in seiner Ungeduld eigenhändig den Postknechten, die Rosse aus dem Stall zu ziehen und ihnen das weißlederne Hauptgestell umzuschnallen und die kornblumenblauen Schabracken aufzulegen. Zwei von den Gießener Studenten waren ihm gefolgt und standen gaffend und paffend, die langen Pfeifen im Mund, daneben. Sie waren nach Burschenbrauch schlampig angezogen, langmähnig, mit Pfundsporen an den Kanonenstiefeln.

„Auch ein Herr Bruder?“ frug der eine, lange. Der Ostpreuße verneinte durch Kopfschütteln. Der andere, ein feister, junger Kerl, gürtete sich die Plempe enger um den Bierwanst.

„Macht nichts! Wir sind von der althessischen Nation der Universität in Gießen! Wir reiten bis Frankfurt den gleichen Weg! Wir werden schon gute Kameradschaft halten!“

„Mögen die Herren verzeihen! . . . Aber die Eile unserer Reise duldet keine Bekanntschaften!“ sagte der Kandidat Wisselinck schroff. Der Lange lachte höhnisch.

„Hat der Herr so pressante Affären . . .?“

„Mein gnädigster Herr, ein Ritter von Malta, von der niederländischen Provinz des Ordens, ist auf der großen Kavalierstour durch Europa und beeilt sich, den neuen Souveränen des Rheinbundes seine Respektsvisiten abzulegen. Wir kommen vom Herrn Erzherzog aus Würzburg und reisen zu dem Herrn Erzkanzler nach Mainz! Es begreift sich, daß man sich dabei nicht unterwegs mit jedermann aufhalten kann!“

Juel Wisselinck sprang, drei Stufen auf einmal, zu einer Stube im ersten Stock empor. Mittelgroß, zeitlos, ein steinerner Gast, saß da auf dem noch verschnürten Reisekoffer der Lord John March, die dünnen, bartlosen Lippen halb offen, die Rechte in der Innentasche des geblümten Gilets, stets bereit, bei plötzlicher Gefahr seine geheimen Briefe hastig zu verschlucken. Sein hageres Antlitz war wie immer kalt und unbewegt. Der unerbittliche Vernichtungswille Englands wider den Korsen lag darauf. Er wandte es langsam seinem Reisebegleiter zu.

„Oh — wir müssen sofort in höchster Eile weiter? . . . Gefahr?“ wiederholte er phlegmatisch dessen geflüsterte Worte. „Jetzt noch? Am Vorabend unserer Ankunft in Frankfurt?“

„Wir haben den Haken über Würzburg und durch den Odenwald geschlagen. Wir haben unsere Spur verwischt. Alles ging gut . . .“ Juel Wisselinck gürtete eilends sein Felleisen und warf es den Hausknechten hin, die mit seinem Kram und dem Koffer des Lords die Treppe hinabstapften. „Da führt uns jetzt der Teufel seinen besten Mann in den Weg! Sehen Sie den bleichen, schwammigen Kerl da unten, mit den tiefliegenden Augen?“

„Sie meinen diesen ältlichen Priester, der mit dem Brevier in der Hand auf und ab wandelt?“

„Er war auch schon Abbé — in Paris unter Ludwig dem Letzten — Jakobiner zur Schreckenszeit — jetzt die rechte Hand des Polizeiministers Fouché!“

„Desmarets?“

„Wenigstens sein Vertrauter: François Bienassis . . . Er hat mit dem Friedensschluß seine Tätigkeit im Osten beendet! . . . Er kehrt nach Paris zurück! Er hat mich gesehen! Er kennt mich! . . . Sie brauchen Ihre Akkreditive an Mayer Amschel noch nicht zwischen die Zähne zu stecken, Mylord! Noch ist keine unmittelbare Gefahr! Hier, im Rheinbundgebiet, vermeidet Napoleon unnötiges Aufsehen am hellen Tag! Aber um uns ist von Stund' ab der Tod . . . ringsum . . . in jeder Gestalt . . . Kommen Sie!“ . . .

„Ihr Diener, Monsieur . . . aber ich bin durchaus pressiert . . .“ Juel Wisselinck wehrte unten, im Gedränge der Reisenden, einem abgesessenen berittenen Weinhändler, der etwas unsicher auf seinen bespornten Beinen vor ihm stand. Hinter dem beleibten Mann, am Tisch, saß eine lärmende Gesellschaft vor einem Wäldchen von Bouteillen. Sein gutmütiges Gesicht war vom Suff erhitzt. Er hielt in der Rechten einen Schoppen mit rotem Umstädter.

„Trinke de Herre doch noch schnell mit mir e Gläsche!“ bat er treuherzig. „Ich bin Ihne ja so zu Dank oblischiert, daß ich Ihne Ihr Zimmer krieg'! . . . Ich hätt' ja sonst die ganze Nacht hier unte auf 'm Stuhl hocke müsse . . . Das Weinche ist aus meinem eigenen Keller! Zur Gesundheit, ihr Herre . . .“

„Auf das Wohl des Herrn Weinhändlers!“ Der Kandidat goß sich, statt das angebotene Glas zu nehmen, aus einer auf dem Tisch stehenden Flasche einen Schuß in ein anderes leeres Glas. „Tun Sie mir doch Bescheid, Mannchen! Sie halten ja einen vollen Pokal in Händen! Warum spucken Sie denn den Schluck wieder aus?“

„Das dürfe Sie nit krumm nehme . . . das ist bei uns Weinhändlern am Rhein so Brauch!“

„Ganz wie bei mir!“ Der Ostpreuße spritzte sein unberührtes Glas gegen die Wand und schritt mit dem Briten nach der Türe.

„Gift?“ raunte der zwischen den Vatermördern.

„Wahrscheinlich! Da steht unser Wagen! Wie: kein Postillon aufzutreiben? Ein Lohnhanderer auf dem Bock? Und wer ist der bärtige Mensch da neben ihm?“

„Ein armer Mönch, Euer Gnaden, aus einem der aufgelassenen Klöster! Er bittet, um Gotteslohn, eine Strecke mitgenommen zu werden. Er will sich in dem neuen Rheinbundfürstentum Isenburg um eine weltliche Pfründe bewerben!“

Der verhärmte Mann in der abgeschabten, kaffeefarbenen Kutte wandte bittend das bloße Haupt über die Kapuze und legte gottselig die Hände zusammen. Gut! Los! Unter dem Torweg das Douceur für die Pässe! Tausend Schritte weiter, draußen auf dem freien Feld, ließ der Kandidat Wisselinck halten, stand auf und richtete freundlich in einer dem Lord und dem Kutscher fremden Sprache ein paar Fragen an den braunen Gast auf dem Bock. Dann langte er, als jener stumm blieb, sein schußbereites Pistol aus dem Hosensack, hielt es ihm an die Schläfen und zwang ihn, vom Wagen hinab auf die Landstraße zu klettern.

„Der angebliche Pater versteht nämlich nicht eine Bohne Latein!“ sprach er zu dem Lord, während die Kalesche weiter rollte. „Diesen Schelm des Monsieur Bienassis sind wir los! Aber die Kavaliere da hinter uns wollen mir nicht gefallen!“

(Fortsetzung folgt.)

---

# Der Steig.

Skizze von Karl Lemke.

Die Männer, die morgens gekommen waren, den Bau der Landstraße vorzubereiten, hatten ein seltsames Erlebnis. Eigentlich schien es lächerlich; aber sie waren unsicher, ob Lachen gestattet sei; denn der Alte, der sich ihnen entgegen stellte, hatte Tränen in den Augen. Er hob die Hände zu halber Höhe und sagte leise, fast wie zu sich selbst: „Nicht — nicht —!“ Er wankte.

Er sah sie nicht an, es schien, als sehe er überhaupt niemanden. Er wandte sich um und ging dem Hügel hinter dem Hause zu. Erst als das Gebüsch ihnen den Alten entzog, wagten die Arbeiter nun doch zu lachen. Aber sie blieben unsicher. —

Auf dem Hügel, in der Stille, stand eine hölzerne Bank. Der Alte ließ sich müde darauf nieder. Seine Hände streichelten das zernarbte Holz, seine Blicke das Haus Es sah verwittert und unansehnlich aus.

Einst aber war es frisch und jung wie er. Aus der Haustür trat ein flotter Vierziger, der Vater. Sein Mund sprach ernst, vermochte jedoch nichts über die lächelnde Güte seiner Augen. Er rief: „Hanswölfchen, kleiner Racker, willst du wohl gleich zum Essen kommen!“ Und nach dem Fünfjährigen, der auf dem Fußsteig entschlüpfen wollte, haschte er mit zwei überraschenden Laufschritten. —

Das Haus war blitzsauber, die Stuben von gemütvoller Heimlichkeit. Schöner als Haus und Stuben aber schien ihm der Steig. Er war herrlich. Er kam vom Dorf und lief in weitem Bogen zwischen Wald und Feld dahin zur Stadt, die eine Meile weit entfernt lag. Dicht säumte ihn Haselnußgesträuch. Im Herbst pflückte man die Nüsse; Weihnachten auf den bunten Tellern erschienen sie wieder, umglänzt und erhoben vom Fest.

Der Steig barg alles: lachendes Spiel mit dem Vater oder mit Kati, der fast gleichaltrigen Nachbarstochter, und Abenteuer, die man allein schuf und bestand. Auf dem Schulweg, Jahre hindurch, wird jeder Ast, jede Wurzel vertraut, jede kleine Veränderung registriert. Es gab keine großen, es blieb: der Steig. —

Jahre und Heranwachsen. Der Pfiff des fern vorüber sausenden Zuges brachte immer eindringlicher Gedanken aus der Weite mit, aus der Welt. Längst nicht mehr war „Welt“ auch gleichbedeutend mit Haus und Steig. H i e r geschahen die kleinen, selbstgeschaffenen Abenteuer, in der „Welt“ die großen, fremden. Darum fiel auch der erste Abschied nicht schwer. —

Großstadt, Universität und Freiheit. Jugendlicher Studentenulk, Verliebtheit und erster Reif der Enttäuschung. Nichts allzu Ernstes, aber den Steig ließ es, als nach zwei Jahren Hanswolf heimkehrte, in neuem Wunderlicht erscheinen. Alle Erinnerungen kamen: an diesen knorrigen Ast, jene seltsam geformte Wurzel. Kleine Veränderungen wurden festgestellt. Es gab keine großen.

Eine doch: auf dem Steig stand, erblüht, Kati.

Das gab nun ein Hin und Her, ein inneres Tasten und Grübeln. Die Ruhe, wo war sie hin? Der Steig wurde der Vertraute. Dies war anders als der Flirt in der Großstadt. Dies ging tiefer; hieß es nicht schon Liebe? Hanswolf wagte nicht, hinzuhören. Allmählich aber, wenn er mit Kati den Steig entlang gewandert war, gestand er es sich ein: ja, es sei Liebe.

Das Wort war zu süß, es mußte laut werden. „Ich liebe dich, Kati.“

„Ich liebe dich, Hanswolf.“ —

Ein neues fünfjähriges Wölfchen rannte den Steig entlang. Hanswolf, der Vater, zeigte ihm alle merkwürdigen Wurzelknorren, und wie Haselnüsse aussehen müßten, wenn sie pflückreif waren. Auch Kati, die Mutter, erschien dort oft. Sie dachte dann und wann: Hier erklang es zuerst, das süßeste Wort.

Im Hause kam zu der Traulichkeit die Erinnerung an geliebte Eltern. Wenn der Schmerz aufsteigen wollte, trug Hanswolf ihn hinaus zum Steig, dem Vertrauten. —

Und wieder Jahre und Heranwachsen. Der lockende Ruf der Eisenbahn, Wölfchen, nun meint er d i c h!

Er mußte hinaus, auch er. Nach zwei Jahren aber gab die Großstadt ihn nicht wieder her. Der Frische, Fordernde, kam blitzenden Auges nur noch als Gast. Er lachte laut über Vaters beginnenden Vollbart und, zurückhaltender, über den Steig. Hanswolf, der Alte, holte dorther immer noch Haselnüsse und Träume —

Jahre . . . Kati ging ins Dunkle zu den Eltern. Das Haus bröckelte. Nur der Steig blieb. Kleine Veränderungen; es gab keine großen. Hanswolf war allein. Aber die ganze schöne Vergangenheit lebte um ihn auf dem Steige.

Und nun sollte er einer gefühllosen Landstraße weichen? Heute waren die Männer gekommen, sie vorzubereiten, Bäume zu fällen, Gesträuch zu roden.

„Nicht — nicht —!“ Die Worte verhallten. Was wußten die Arbeiter. Zuflucht ward der Hügel hinter dem Hause. Von hier aus sah man nicht die fortschreitende Vernichtung.

Stunden . . . Still klomm die Sonne in den Mittag. Hanswolf erhob sich ratlos. Wenn wenigstens jetzt der Sohn da wäre . . .

Er ging ins Haus, — da stand er, Wölfchen, er selbst! Nicht allein. Im Rahmen der Tür stand, abwartend, bildhaft, ein liebes, lichtes Mädel.

„Vater — das — ist Ulla.“

Der Alte blieb still. Nur ein Leuchten brach aus ihm. Das Leben geht weiter. Kam so das Neue? Dann fahre wohl, Steig, mochten sie die Landstraße bauen.

Lächelnd, mit ausgestreckten Händen, ging er dem Mädchen entgegen.

---

# Auswanderer.

Skizze von Gustav Finke-Bülter.

Die letzte Stunde zog sich fast unerträglich lang hinaus. Die beiden jüngeren Söhne hockten auf einem Holzkoffer vor der Stalltür, während der Bauer Hennicke ungleichen Schrittes den Hof überquerte. Der älteste Sohn, Karl, fehlte noch, er war bei seinem Mädchen, um ihm Lebewohl zu sagen. Hennicke zog an seiner Pfeife, er blieb vor der Stalltür stehen und blickte in den Raum, der ihm leer, sauber und kalt entgegengähnte. Ohne Leben! Ihm saß ein Kratzen im Halse.

„Ob sie's wohl gut getroffen haben, die Lisa und die Braune und — und all die anderen —?“

Fritz, der Zwanzigjährige, antwortete nicht, und Walter, der Jüngste, fand nur ein Achselzucken; sie starrten, die Hände zwischen den Knien, auf die taunassen Steine. Die Frühsonne streute ihr tiefes Rot in die Winkel. Endlich kam Karl, mit ihm der Vorsteher auf seinem Krümperwagen, den zwei hurtige Pferdchen zogen. Er warf einen lauten Gruß hin, und nun wurde das wenige, was mit hinüber sollte, aufgeladen: zwei Koffer, zwei Bündel Betten, noch ein Kasten, sonst nichts. Es ging schnell.

Dann bestiegen der Vater und seine drei Söhne den Wagen; ohne sich umzusehen, fuhren sie zum Hoftor hinaus; ein Kopfnicken noch, nach hüben und drüben, ein im Poltern verhallender Zuruf. Was galt's! Sie waren gestern abend noch einmal mit den Nachbarn beisammen gewesen, mit dem Anhang und den Freunden. Man hatte sich die Hände schütteln lassen, Wünsche und gut gemeinte Ratschläge entgegengenommen. Auch wegen der Seekrankheit. Nun ja, die konnte einen ja wohl packen. Bei dem vielen Wasser.

Die Bahnstation lag mehr als eine Stunde entfernt. Die Kleinbahn. Der Zug lief ein, hielt und ratterte davon; jetzt brachte er vier Landflüchtige, Arbeitsmenschen, Kraft- und Saftmenschen auf den Weg zum fernen Meer, übers Meer — nach Amerika! Gott mit Euch, sagte zuletzt der Vorsteher.

Der Zug rollte seine Bahn. Hügeliges Gelände klomm er hinan, um dann sanft in die weite Tiefebene hinab zu gleiten. Fruchtbare Felder grünten unabsehbar; junge Wintersaat, Roggen, Hafer. Nun kamen Weideplätze, von seltsam geschnittenen Hecken eingezäunt, buntgefleckte Kühe darauf ohne Zahl. Wilhelm Hennicke blickte unentwegt aus dem Fenster, indes seine Jungen mit den

wechselnden Fahrgästen in eine knappe Unterhaltung geraten. Jawohl, nach Amerika reisten sie, tief hinein, noch drei Tage mit der Bahn. Sie wollten dort Land erwerben und Getreide anbauen, hauptsächlich Weizen. Schade, sagte einer, so starke Burschen! Na, glückliche Reise!

Das Gelände draußen zeigte abermals ein verändertes Gesicht. Die grünen Felder verschwanden, graue Heide tauchte auf, zerflatterte Birken auf dürrem Sand, ein Zwerggehölz; dahinter mooriger Grund, streifig schillernde Brakwasser. Häßlich und öde!

Dem Manne, der die Scholle seiner Väter verlassen hatte und der gewiß kein weichlicher Mensch war, krampfte sich das Herz zusammen; das Wasser stieg ihm in die Augen. An seine unlängst von ihm gegangene Frau mußte er denken, und daß ihr Grab nun einsam blieb; seine Felder sah er im Geiste, dunkel im saftgrünen Kraut der Zuckerrübe, die Weizenschläge, mannshoch und körnerprall — nein, nein! Er wollte nicht denken. In einer Zeitung, die liegen geblieben war, begann er zu lesen. Nicht lange, denn die Abenddämmerung wurde merklich, und das eintönige Stampfen der Räder machte müde. —

Aber da gab es unversehens einen scharfen Ruck, die Bremsen kreischten, der Wagen schleuderte ein wenig, um dann jäh auf freier Strecke inne zu halten. Rufe, Schreie, eine Kommandostimme!

Was war geschehen? Nichts zum Erschrecken! Die beiden letzten Wagen eines kurz vorher die Strecke passierenden Güterzuges waren aus dem Gleis gesprungen und hatten sich quer über die Schienen gelegt. Es war niemand zu Schaden gekommen. Das Schlimmste nur, daß längerer Aufenthalt entstand, vermutlich bis zum anderen Morgen.

Auf den breiten Schultern der jungen Hennickes schaukelte das Gepäck zurück zum eben verlassenen Bahnhof, wo man sich im Wartesaal so häuslich wie möglich einrichtete. Die Burschen schienen nicht einmal ungehalten, sie pfiffen vor sich hin und sangen, was sie den Tag über nicht getan.

Die einzige Petroleumlampe erhellte matt den Raum, rundum auf dem bedeckten Fußboden lagen die Reisenden und schliefen. Hennicke saß allein am Tisch, die Fäuste vor sich auf der Platte. Ein Beamter in roter Mütze trat herein und verkündete, daß um fünf Uhr früh die Fahrt fortgesetzt werde. Hinter ihm erschien ein gut gekleideter Herr, den trotz seiner Jugend eine gemessene und sichere Art, sich zu geben, auszeichnete. An ihn wandte sich der Rotbemützte und sagte mit hinweisender Kopfbewegung: „Ein Auswanderer, Herr Landrat. Ich sprach vorhin mit ihm. Vater und drei Söhne ziehen übers große Wasser."

Der Landrat betrachtete den kernfesten Mann am Tisch, die ruhenden jungen Leute. Leicht schüttelte er, wie mißbilligend, den Kopf, dann ging er zu dem Einsamen, setzte sich entschlossen zu ihm und sagte, wer er sei. Hennicke blickte flüchtig auf und nickte, er schien nicht geneigt, sich in seinen Gedanken stören zu lassen. Das wiederum störte den jugendlichen Landrat nicht, der die seltene Gabe besaß, auch verbissen Schweigsame reden zu machen. Und so geschah es denn, daß kaum zehn Minuten später die beiden Männer über den Bahnsteig schritten, hin und her, und daß Wilhelm Hennicke von dem sprach, was ihn bewegte. Ein Hilfszug rollte die eingleisige Strecke entlang. Weit hinten war der Himmel gerötet vom Fackelschein der Arbeitenden.

Der neue Kanal hatte des Bauern Besitztum in zwei Teile geschnitten. Die größere Hälfte mit dem besten Ackerboden ging ihm verloren, und auf der kleineren lohnte es knapp, allein — geschweige mit den drei Söhnen — zu wirtschaften. So entschlossen sie sich, dorthin zu reisen, wo man für sein gutes Geld Land in Hülle und Fülle bekam.

„Denn das Kanalamt knauserte nicht, Herr", schloß Hennicke, „es gab mir mehr als ich erwartete — und bar. Auch um die Morgen Landes, die mir noch blieben, um Haus und Hof riß man sich. Der Landhunger, Herr, ist mächtig bei uns. Ich bin kein Wucherer, aber man bot und bot — —"

„Ja, Bauer Hennicke, Sie haben doch sicher ein Kapital beisammen, wovon Sie leben können, ohne zu arbeiten. Was hindert Sie?"

„Meine drei Jungens, Herr Landrat. Die sollen nicht leben, ohne zu arbeiten, die sollen werden und sein, was der Vater war, der Großvater und die Reihe zurück bis zum Vergessen. Und sie sollen auch nicht in die Stadt, zur Industrie, was sie müßten. Deshalb gehen wir dahin, wo ein jeder die Arme rühren kann und sie einander nicht ins Gehege kommen."

Da fragte der Landrat gerade heraus, wieviel Geld der Bauer sein eigen nenne. Hennickes Hand zuckte unwillkürlich nach der geschützten Brusttasche, er zögerte kurz, dann nannte er die Summe. In dem jungen Beamten stieg ein heißer Zorn empor, er hätte schimpfen und wettern mögen — doch plötzlich begann er ruhig und sachlich zu sprechen, schlicht und ohne ein Wort der Übertreibung. Hennicke lauschte anfangs unwillig, warf spöttische Bemerkungen ein, allmählich jedoch wurde er aufmerksam, nachdenklich, er schwieg und hörte zu. Und der Mann, der seinem Vaterlande einen Dienst erweisen wollte, sprach am Ende: „Sie wollen ja kultivieren, urbar machen! So tun Sie es hier! Ich vermittle Ihnen für Ihr gutes Geld soviel Hektar Landes, wie Sie drüben niemals hätten haben können; zwar ist es Ödland, Sumpf- und Sandland, was tut's? Entwässern Sie, beackern, bebauen Sie, schaffen Sie aus einer Wüstenei fruchttragende Gefilde, Sie und Ihre Söhne! An meiner Hilfe soll es nicht fehlen, Erwerbslose stelle ich Ihnen zur Verfügung, Material, wo es not ist — nur überlegen Sie nicht lange, ich muß nach dort, wo der Himmel hell ist."

„Und ist das alles wahr, Herr Landrat?"

„Das alles soll wahr werden, Hennicke."

„Ellbogenfreiheit für mich und die Jungen!"

„Es soll der eine den Schornstein des anderen nicht rauchen sehen."

In die ausgestreckte weiche Hand schlug die schwielige des Bauern . . .

— — Aus Sumpf und Niederung erstand gesundes Ackerland. Nahe dem ersten Wirtschaftsgebäude schlug man ein Brücklein über den Abflußkanal. Darum heißt die Siedlung Hennickenbrück.



## Bunte Chronik



* **Die Trauzeugin ihres eigenen Ehemannes.** Einen seltenen Beweis selbstverleugnender, weltfremder Liebe lieferte kürzlich eine Newyorkerin, die Mutter dreier Kinder. Sie war seit dreizehn Jahren mit einem Organisten und Musiklehrer glücklich verheiratet. Da meldete sich ein junges Mädchen zum Unterricht bei Herbert Leigh-Manuell, dem Organisten, an, und aus der raschen Zuneigung zwischen Lehrer und Schülerin wurde bald flammende Liebe. Frau Leigh-Manuell sah den Gatten leiden. Sie bat ihn, offen zu sein, und erhielt sein volles Geständnis. Kein Vorwurf kam aus ihrem Munde. Sie fühlte, daß ihr Mann an ihrer Seite unglücklich werden mußte, und war überzeugt, daß nur die Ehe mit der anderen, der Jüngeren, ihm die verlorene Ruhe wiedergeben konnte. Sie liebte ihren Gatten, wie nur je eine Frau lieben kann; deshalb war sie entschlossen, sich selbst seinem Glück zu opfern und zu entsagen. Er verstand sie, und das Opfer erschien ihm doch zu groß. Er wollte die Erinnerung an das Mädchen aus seinem Herzen verbannen, aber er konnte es nicht. Er nahm das Opfer der Frau an und ließ sich mit der anderen trauen, ohne die Scheidung seiner ersten Ehe zu veranlassen. Seine eigene Frau bestand darauf, als Trauzeugin aufzutreten, und wurde dadurch vor dem Gesetz zu seiner Mitschuldigen. Eine Anklage gegen Leigh-Manuell wegen Bigamie war die natürliche Folge dieses Schrittes. Da verpfändete die Frau ihr Vermögen, um dem Gericht die Bürgschaft stellen zu können die für die einstweilige Freilassung ihres Mannes gefordert wurde. Bei der Vernehmung vor Gericht erklärte sie: „Ich bin mir keiner Schuld bewußt. Aus Liebe zu ihm wollte ich, daß er die andere heiratet, damit er glücklich würde. Ist eine Ehe nicht schon geschieden, wenn der Mann seine Liebe einer anderen zuwendet? Wir wollten nicht mehr Mann und Frau sein, nicht mehr zusammen bleiben. Ich sollte die Kinder zu mir nehmen und seiner neuen Frau das Haus überlassen." Es kostete einige Mühe, Frau Leigh-Manuell klar zu machen, daß die Scheidung ihrer Ehe die Vorbedingung zum Glück ihres Mannes ist.

*

* **Vom Alter der Bäume.** Wir treffen oft unter den Laubhölzern fünfhundert- und mehrhundertjährige Eichen. Es ist aber Tatsache, daß die Eiche nur ein durchschnittliches Alter von dreihundert Jahren erreicht. Nach dieser Zeit etwa wird der Baum nämlich schwächer, sein Herz fängt an zu faulen. Dieser Krankheitszustand dauert aber oft noch Hunderte von Jahren an, bis der Baum endlich — völlig ausgehöhlt — dürr zusammenbricht. Die einzelnen Baumarten haben eine gar verschiedene Altersgrenze. Die Kiefer bringt es sogar auf 700 Jahre, Silbertannen auf zirka 425, Lärchen auf 275, Buchen auf 245, Espen auf 210. Birken auf 200, Eschen auf ungefähr 170 und Ulmen meist nur auf durchschnittlich 130 Jahre. Klima, Höhe und Bodenbeschaffenheit üben natürlich auch auf das Altern der Bäume einen großen Einfluß aus.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.